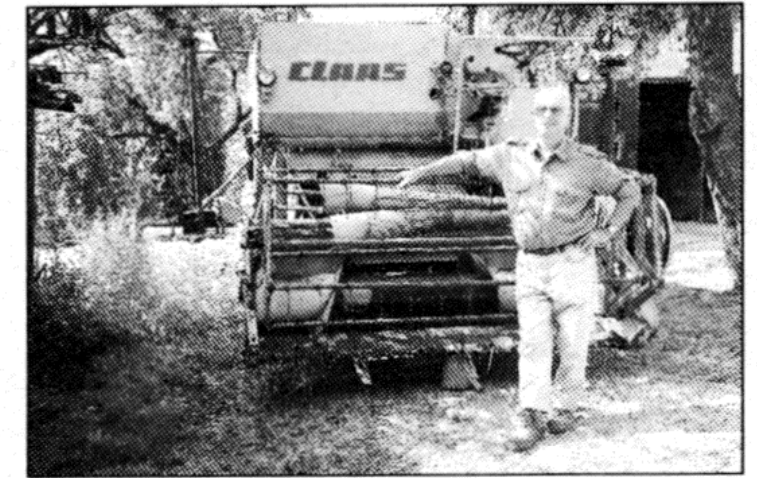




wir hier in Oberstedten (V)



„Esse' wie en Drescher“

Für „1 Tag Hafer und Erbsen gedroschen“ stellte der 28jährige Karl Bender am 18. Dezember 1871 drei Florin (Gulden) in Rechnung. 50 Jahre später wurde immer noch der Dreschflegel geschwungen, von den Kleinbauern selbst, in größeren Betrieben von den Knechten in den Wintermonaten, immer im Takt, sonst klappte es nicht. Die Zunftordnung der Berufsdrescher schrieb unter anderem eine zweijährige Lehre vor, Pumphosen waren verboten und zu den Pflichten gehörte auch, daß „wegen der staubigen Arbeit, die Drescher sonntags ins Bad zu gehen haben“.

Der Stiftdrescher, um die Jahrhundertwende propagiert, fand wenig Zuspruch. Die Pferde mußten im Kreise laufend den Göpel in Bewegung setzen. Willi Bender berichtete, daß ihr Pferd sofort stehenblieb, wenn mit dem Pfeifton der Motorenfabrik Oberursel (MO) die Mittagspause begann. Auch die Proecksche Mühle, heute Helmut Hölscher, bediente sich des Stiftdreschers. Wegen der steilen Zu- und Abfahrt gab es auch später keine andere Dreschmöglichkeit. Neben in der Kräutermühle hatte man sich eine kleine Dreschmaschine, ohne Presse, geleistet, wie der letzte Betreiber Ludwig Bender sich erinnert. Der Mühlgraben führte so viel Wasser, daß mit dem -rad die Dreschmaschine angetrieben werden konnte. Auch eine Dampfdrescherei war hier im Einsatz, wie aus der Rechnung des Oberurseler Unternehmens Kamper und Wolf vom Jahre 1904 hervorgeht. Sie ist gerichtet „An Herrn Georg Fischer, Wohlgeboren, Ober-Stedten“ (Fischersmühle). Pro Stunde wurden 4,50 Mark berechnet, Dreschzeit 14 Stunden.

Richtung los ging es dann um 1922. 40 Jahre lang landeten die im Stedter Feld gebundenen Garben in den Dreschkästen der Lohndrescherei Georg, dann seines

Sohnes Karlheinz Herzberger, der Mitte der 60er Jahre die letzte seiner drei Dreschmaschinen oberhalb der Taunushalle anzündete, weil sie von den Mähdrechern verdrängt worden waren. Auch in Oberursel, Dornholzhausen, Kirdorf, Kalbach und Eschbach waren sie im Einsatz.

Anfangs wurden die Druschkosten nach der Anzahl der Garben berechnet. Weil aber starke Männer, wie zum Beispiel der „Baame Russ“ so schwere Garben bündelten, daß sie kaum noch „maniert“ werden konnten, war bald die Dreschzeit maßgebend.

Die tägliche Arbeitszeit von 16 Stunden war normal. Karlheinz Herzberger erinnert sich, daß die Maschinen oft von 4 bis 24 Uhr liefen, mitunter auch sonntags. Zwei Stedter, jetzt 86 und 89 Jahre alt, haben nicht vergessen, daß sie anfangs der 30er Jahre arbeitslos waren und, weil ledig und im Elternhaus wohnend, nur ein halbes Jahr lang Unterstützung (8,50 Mark wöchentlich) erhielten, dann nichts mehr. Sie waren froh, als Dreschmaschinisten arbeiten zu können. Der Stundenlohn betrug 25 Pfennig, bezahlt wurde nur die Dreschzeit („Maschinenstunden“), nicht aber der Umzug von Hof zu Hof. Einer „100 Stunden in der Woche waren keine Seltenheit und 25 Mark für mich viel Geld.“ Wer die Zwei-Zentner-Säcke zum Speicher schleppte verdiente das Doppelte. Beim Hofdrusch war der Lohn für die Männer sofort an den Maschinisten zu zahlen, er wurde ihnen am Wochenende ausbezahlt. Die Rechnung des Unternehmers folgte später. Die Zahlungsmoral ließ manchmal zu wünschen übrig, einmal blieb der Dreschzug so lange vor der Hofreite stehen, bis die Rechnung vom Vorjahr bezahlt worden war.

Zirka 25 Meter lang war der Dreschzug. Vornweg der anfangs eisenbereifte Bulldog, dann Dreschwagen, Presse, Packwagen und später Elektrowagen mit einem 100 Meter langen Kabel. Der Strom wurde direkt von der oberirdischen Leitung

entnommen. In über 30 Anwesen ließen die Stedter im Hofe dreschen. Das Aufstellen der schweren Maschinen in den oft winkligen Gehöften war nicht ungefährlich, zumal dann der Bulldog nicht zum Schieben eingesetzt werden konnte und es nur per Hebräl und kräftigem Hauruck gelang. So führte auswärts in einem Falle der Weg zur Scheune direkt durch die Mistgrube.

Der Dreschplatz war im „Kohlplacke“. Von beiden Seiten kamen die Fuhrleute. 30 Wagen standen manchmal an, dann war die Schlange um die 200 Meter lang. Oft wurden die Zugtiere ausgespannt, weil sie anderswo gebraucht wurden. Dann half man sich gegenseitig und schob die Wagen gemeinsam weiter nach vorn. Nach dem Krieg wurden die Körner eine Zeitlang direkt an der Dreschmaschine gewogen und die Menge von einem Beauftragten notiert. So erging es auch den „Ährenlesern“, die mit einem Handwagen zum Dreschen kamen. Die mühsam geernteten Körner wurde bei der Lebensmittelzuteilung angerechnet.

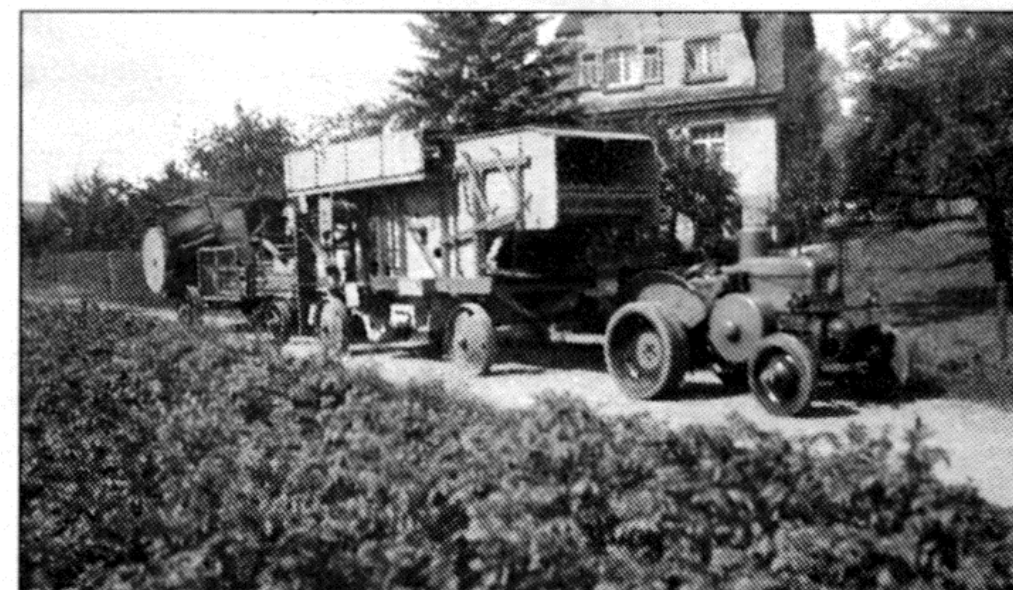
Es war eine schwere Zeit und das Dreschen immer eine schwere Arbeit. So kann es nicht wundern, daß der Appetit der Männer recht groß war und es im Volksmund oft hieß „Der ißt wie en Drescher“.

Von den vielen interessanten und amüsanten Begebenheiten aus Stedten und den genannten Orten weiß Karlheinz Herzberger zu berichten. Eine zum Schluß: Einmal wurden den Männern verschieden große Gläser auf den Tisch gestellt mit der Begründung „Kleines Mann – kleines Glas, großes Mann – großes Glas!“

Unsere Fotos im Titelkopf zeigen links Sackträger im Hofe Braun 1954 und rechts Landwirt Karlheinz Roth mit seinem Mähdrescher 1999.



Dreschmannschaft mit dem Besitzer Karl Heinz Herzberger (hinten, Zweiter v. r.). Bild: Heinz Braun



Dreschmaschine von Karlheinz Herzberger im „Kohlplacke“ 1954. Bild: Heinz Braun